

Das Leben im Wort

Nr. 14



Unterhaltungsbeilage



1927

Feuer im Eis / Roman von Sophie Kloeß

(Erstdruck)

(Fünfte und letzte Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Kurze Inhaltsangabe zu unserer bisher veröffentlichten Romantitel:
Ein junger dänischer Landedemann, Ove Nils, wagt von Bergen, erfährt während eines Auktionenbesuches am Hof zu Stopenbaagen das Geheimnis seiner Geburt. Er ist nicht der rechtmäßige Sohn des Grafen Bergen, des Gemahls seiner Mutter, vielmehr ein Sohn des Königs Kristian, denn Ove Nils' Mutter, die schöne Birgit Sanderström, ist einmal kopenhagener Hofrautein gewesen. In Trotz und Empörung über die Unbilligkeit seines Namens wirt Ove Nils Erde und Rang von sich, studiert Theologie und geht als Geistlicher unter dem Namen Ove Nils Kristianen nach Island. Hier hat ein Erdbeben ein ganzes Tal zerstört und viele Menschen heimatlos gemacht. Unter ihnen Nana, die Tochter Sindrads, die beim Probst zu Westfavit ein Untertommen gefunden hat. Diesen

wird Ove Nils als Bester angeteilt. — Der Probst und seine Frau entdecken eines Tages, daß Nana an der Schulter eine schmerzende Stelle hat. Der Landobhstus Paulsen stellt fest, daß es der Anfang von Miasma ist, in Island „Ultr ad“ genannt. Nana muß zu den „Verlorenen“ in ein einsames, tiefes Felsenloch gebracht werden, aus dem es keine Hilfe gibt. Bald darauf wird der ihrem kleinen Bruder, der bei der Mutter in einiger Entfernung von Westfavit lebt, die gleiche Krankheit festgestellt. Der Probst, der Physikus und Ove Nils eilen zu Ingrid, ihr Kuzumachen, daß sie auch dieses Kind bergen müsse. Es gelingt ihnen nicht, bis Ove Nils in höchem Entschluß erklärt, er gönne nicht, um ein Seehorger der Verlorenen zu werden. Mit dem kleinen Gutmund und dem Arzt schiffet er sich darauf ein zur Fahrt nach Sebal.

Der Felskloß war kein einziges Gefüge. Als sie mit dem Boot anlegten, sah Ove Nils, daß er Ritze und Spalten, Senkungen und Abhänge hatte, und ringsum lief bei niedrigem Wasserstand ein Strand von ein paar Ellen Breite. Auf halbem Weg zum Ufer lag, schwarz wie all der Stein und aus Steinen geschichtet, in einer Spalte etwas wie ein Schuppen. Die Seitenwände von der Senkung gebildet, als Dach Sparren von eingestemmtem Treibholz, darüber Grasboden.

Der Physikus deutete auf diesen Bau, wenn es ein Bau genannt werden konnte. „Dahin bringen die Leute vom Schiff deine Sachen, und was wir für die Kolonie an Bord haben. Ihr müßt es holen, wie es am besten geht. Von den Gefunden geht niemand einen Schritt über diese Stelle hinaus. Von den Kranken darf keiner weiter herankommen als bis zu diesem Fleck. Und wenn der Probst Gottesdienst hält, steigt er hier aufwärts bis zur Platte droben, und die Kranken klettern von ihrer Seite hinauf. Dort oben spricht er mit ihnen und segnet sie. Ich weiß, in den Ländern weiter südlich, in Dänemark und Deutschland und Frankreich, da sind sie ganz ausgestoßen gewesen aus aller Christen Gemeinschaft, und wenn sie fortzukommen von den Jhren, legte man sie vorher in den Sarg und las die Sterbegebete über ihnen. Das war dann ein für allemal geschehen.

Wir fühlen auch für die Glenden, die wir absondern müssen, noch die Verantwortung. Aber wenig genug ist es, was wir tun können.“

Die Ebbe setzte ein, zwischen Fjuel und Strand wurde der Wasserstreifen schmaler und niedriger. Steine ragten aus der Flut, nicht allzumeit voneinander entfernt, Trittschne, die ein leidlich sicherer Fuß benutzen konnte.

„Sieh,“ sagte Paulsen, „das ist besser als bisher. Sie haben die Wegsteine in Ordnung gehalten. Jemand muß sie dazu gezwungen haben, denn ich hab' es ihnen oft genug gesagt, und sie taten es nicht.“

Ein Mann kam drüben an das Ufer, der war so weit über Menschenmaß hinaus gewachsen, daß Ove Nils ihn sofort erkannte.

Er blieb aber an der Wasserkante stehen und machte

keine Miene, den beiden ihren Uebergang zu erleichtern. Erst als sie auf dem Festland standen, sagte er: „Guten Tag, was bringt denn euch hierher? Will der Herr Adjunkt dem Physikus helfen mit geistlichem Beistand?“ Ove Nils schlug den schweren Mantel auseinander, da wurde Gutmunds blonder Flachsopf sichtbar.

„Ich bringe ein Kind. Und drüben auf der Insel sind zwei Männer, die müssen wir holen, wenn das Wasser noch mehr gesunken ist.“

„Ein Kind? Sollen wir hier 'ne Kinderstube einrichten? Die beiden Jungens von Griet Jversen sind im Winter gestorben, und sie drei Wochen hinterher. Ja, hier leben Kinder nicht lange.“

Seine Stimme hatte rauhen, verbitterten Klang.

„So wollen wir diesem Kinde hier das Leben leicht machen, so viel wir können.“

„Wir? Bist du auch krank? So schnell? Hast es dir von Dänemark mitgebracht?“

„Er ist nicht krank, er kommt freiwillig als Prediger,“ sagte Paulsen.

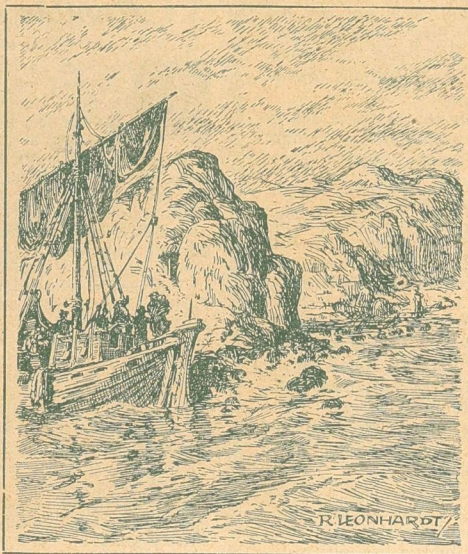
„Freiwillig? Als Prediger?“ Grimson schlug eine drohende Lache auf. „Na, er wird schnell genug wieder dabongehen. Hier bleibt keiner, der nicht muß.“

Ove Nils bekam einen heißen Kopf. „Wart' es ab, wann ich geh'. Merl. Daß so einer wie du mich nicht braucht, das weiß ich selber. Aber da sind andere — —“ Er sah sich um nach Menschen, denn der Strand lag leer und tot, und er sah in hundert Schritt Entfernung auf erhöhtem Ufer gegen einen Hang gebaut elende Hütten, Lavasteine, Grasdächer, verklebte Fenster, Türen, so niedrig, daß ein Mann sich bücken mußte, um hineinzugehen.

Freilich, es gab ähnliche Hütten auch sonst im Lande, aber hier in der gänzlichen Verlassenheit, mit dem Bewußtsein, welche Glend in ihren Mauern wohnte, machten sie einen doppelt trostlosen Eindruck.

„Wo ist Nana Griskdodder? Ich trage ihren kleinen Bruder.“

Zum erstenmal zeigte der Riese etwas wie Interesse. „Zeig ihn her. Der Jung' auch — ?! Na, sie wird sich nicht freuen. Vier freut sich keiner, wenn ein Angehöriger kommt. Hier wird gesammelt, wenn eins geboren wird,



Das alte Lied

Hab' oftmals ein Lied gesungen,
es war in der Jugendzeit,
das Lied ist lang schon verklungen,
und meine Jugend ist weit.

Doch wenn durch die Lindenzweige
vorn Tore der Lenzwind singt,
dann manchmal in meine Träume
das Lied aus der Jugend klingt.

Wie einstmal duften die Linden,
das Lied hat so fremden Klang — — —
Ich kann meine Jugend nicht finden,
der Weg ist so weit, so lang.

Johanna Weiskirch

und wenn einer stirbt, werden es ihm die andern.“ Er ging mit langen Schritten voran, auf die Hüften zu, und bei der letzten, die ein wenig für sich lag, rief er die Tür auf und rief hinein: „Das Schiff ist da und bringt Nana Besuch mit!“

Da stand sie auf der Schwelle, sah Ove Nils vor sich, wollte einen Jubelschrei ausstoßen, zwang ihn im gleichen Augenblick zurück und fragte: „Du? Du auch?“

„Ich nicht, Nana, aber Gudmund.“

Der Knabe streckte die Arme aus und ließ sich willig in das Haus tragen. Als Ove Nils nach einer Weile folgte, sah das Mädchen im halbdunklen Raum auf der schmalen Landbank, die zugleich ihr Lager war, hielt den Jungen wortlos an sich gepreßt, strich das Blondhaar, küßte die kleinen heißen Hände, und unaufhaltsam rannen die Tränen über ihr Gesicht.

„Ja, Nana. Du sollst ihn hegen und betreuen, daß er Mutter und Brüder nicht vermisst. Ich bringe dir ihre Grüße. Und der Physikus wird ihnen Nachricht geben von dir.“

„Und du? Warum bist du gekommen?“

„Deine Mutter hat mir den Weg gewiesen. Ihr braucht einen Prediger hier, meine ich. Nicht einen, der viel redet, aber einen, der euch hilft. Denn man sagt, die Kranken verlieren schnell den eigenen Willen, sich und den andern eine Hilfe zu sein.“

„Viele, alle nicht. Die Frau, die hier mit mir wohnt, die ist gut und hilfreich. Sie ist schon drei Jahre hier, und als ich kam — eine kurze Pause, sie rang etwas in sich nieder —, da stand sie an Ufer und sagte: Armes Kind, was hast du getan, daß du schon kommen mußt?! Und dann nahm sie mich mit sich und lehrte mich, wie man hier leben kann, und schützte mich — vor den andern.“

„Bräuchtest du Schutz? Warum?“

Sie antwortete nicht. Ove, der sich an die Dämmerung des Raumes gewöhnt hatte, sah, daß sie nicht antworten wollte. Die Züge waren so ernst gefaßt, als hätten sie Schweres zu verschlucken. Jetzt sah sie ihn wieder an, sah seinen fragenden Blick, und zum erstenmal kam das alte liebe Lächeln, mit dem sie das Haus des Propstes hell gemacht hatte, in ihr Gesicht. „Nun hilfst du mir ja auch, nicht wahr? Gegen einen Prediger darf sich doch keiner hehen! Auch Randulf Grimsson nicht.“

„Dauert der dich?“ Wie aus vergettenem Traum wurde eine Erinnerung wach. Der gierige Blick, mit dem der Wilde damals auf dem Schiff das Mädchen angesehen hatte. — Und hier in der Einöde war sie ihm ausgeliefert gewesen seit sieben Monaten.

„Nana, — die Menschen hier — wie leben die? Die Männer für sich und die Frauen für sich?“

„Es soll so sein. Aber dann sagen sie: Was geht uns das an, was draußen Zucht und Sitte ist. Wir sind ja doch ausgestoßen. Wenn sind wir noch Rechenschaft schuldig. — Sie leben, wie es ihnen heute gefällt, und morgen leben sie mit andern.“ Ihr Gesicht zitterte ein bißchen. „Aber Ane Jessen schüßt mich. Sie dürfen mir nichts tun.“

„Haben sie das versucht? Diese Buben? Diese — —“
„Randulf hält sie im Zaum. Und ihn duldet Ane nicht in unserer Hütte. Und wenn ich hinausgeh', geht sie mit mir.“ —

„Du armes, liebes Kind. Davan hab' ich nicht gedacht.“ Er sah sie an und sah, daß sie freilich kein Kind mehr war. Bald fiebzehn Jahre alt, und bei aller Schlankheit voll entwickelt. Ein feines Mädchen, dessen Krankheit noch nicht sichtbar war, und das in Haltung und Sprache die alte Abstammung bewies, deren sich das Geschlecht rühmte.

„Ane ist eine gute Frau,“ sprach Nana weiter. „Sie ist eine Isländerin, aber sie hat viele Jahre in Dänemark gelebt. Da war sie verheiratet. Mit ihr kannst du von deiner Heimat sprechen.“

„Ane? Sagtest du nicht Ane Jessen? Und in Dänemark —?! Ist sie das, die da kommt? Die sich die Hand über die Augen hält?“

„Sie hat immer schmerzende Augen. Die sind sehr entzündet. Ja, sie muß viel leiden, aber sie ist stets fröhlich — —“ Sie brach ab, Ove Nils war aus der Tür getreten und streckte seine beiden Hände aus. „Meine alte Ane! Muß ich dazu hierherkommen, um dich wiederzufinden!“

„Wer redet da? Ich seh' schlecht. Die Stimme klingt so — wie wenn einer sonst dänisch spricht.“

„Das tat er auch. Damals, Ane, als er noch dein Junge war, dein Herrchen, dein verzogener Ove Nils.“
(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Sven Linström

Von Karl Schwoker.

Beaglich in den Stuhl zurückgelehnt, saß Kapitän Linström inmitten einer mächtigen blauen Tabakwolke, streckte die Füße auf das kleine Bänkchen, das vor ihm stand, und tat noch einen kräftigen Zug an seiner vorjantslutlichen Pfeife. Dann begann er zu sprechen: „Also, meine Erlebnisse wollen Sie hören? Hum! — Eigentlich bin ich ja für so etwas nicht gern zu haben; aber Sie haben es nun mich verdient. Lassen wir nochmals Jahrzehnte unserer Vergangenheit zurückgehen.“

Zunächst will ich Ihnen aber erst kurz etwas über meine Herkunft und Familie sagen, damit Sie sich dann leichter in meiner folgenden Erzählung zurechtfinden.

Seit vielen Generationen gehen aus der Familie Linström Seelente hervor, und gottlieb tüchtige Seelente. Nicht einen meiner Ahnen fand Freund Hein auf dem Lande; die See hat sie gemordet. Kurz schreibt die Chronik unserer Familie: Seemannsstoß!

Nunmehr bin ich der Letzte der Linströms, mißweibst und ohne Nachkommen; mit mir stirbt die Familie aus.“

Eine kleine Pause trat ein.

Umständlich drückte der alte, weißbärtige Kapitän frischen Kanakker in seine Pfeife.

Nach mehrmaligem Räuspern erzählte er weiter:

„Ich hatte noch zwei Brüder.“ Nur mühsam würgte er es heraus, fast klang es wie verhaltener Groll. Fest umspannte seine Hand das frischgefüllte Grog-Glas, so daß es unter lautem Klirren zerbrach.

„Beide gingen zur See, und beide kehrten nie wieder. — Verischollen! — Seit zwölf Jahren tot! — Doch bei ihnen darf ich nicht in die Chronik schreiben: Sie fanden den Seemannsstoß im Kampfe mit den gierigen Fluten! — Nein, sie fanden den Tod als gierige Menschen im Kampfe auf den Wellen.“

Zwölf Jahre trage ich eine schwere Last auf mir, und seit zwölf Jahren beläge ich die Menschheit. Aber sie soll es erfahren, warum der greise Kapitän Linström jederzeit bereit ist, auf der Rettungsstation sein Leben für Schiffbrüchige einzusetzen, warum er nicht nach Welle und Sturm fragt in Seenot. — Zu sühnen gilt's, — das zu sühnen, was meine Brüder gesündigt; damit ich als braver Seemann und Kapitän sterben kann.

Und nun beginnt mein Erlebnis, dem ich den Wert bemesse, es Ihnen zu erzählen. — — —

Es war an einem stürmischen Märztag, als unser Segler „Gulda“ die Anker löschete. Leicht schaukelte das stolze Schiff auf dem erreaten Wasser. Fürwahr, es war ichon zur Abfahrt gerade kein wünschenswertes Wetter. Doch darauf gab ich nichts! Ich war im Begriffe, mich einzuschiffen, als der Schiffserheber mir noch einmal die Hand drückte und sprach:

Gott mit Ihnen, Kapitän, bringen Sie mir die Fracht gut durch und haben Sie acht auf die Mannschaft; ich weiß nicht recht, ob ich ihr traue noch soll.

Nur keine Angst, Herr, erwiderte ich, meinen Kopf zum Rand, die Mannschaft ist gut! Ich ahnte dabei nicht, wie locker mein Kopf saß. Ist es Gottes Wille, und wir erleben keine Seenot, will ich Schiff und Ladung wohl sicher an Ort und Stelle bringen.

Ein letzter Handruck, und ich sprang in das schwankende Boot, um mich vor meinen Matrosen ans Schiff rüden zu lassen.

Mächtig knirschten die Ruder in den Riemen. Lechzend stampfte die kleine Focke durch die schäumende, giftige Flut.

Als ich aufs Schiff kletterte, hatten die Wellen an Stärke zugenommen.

Krachend und gurgelnd stürzten sie sich gegen das feste Schiff.

Mein erster Blick galt der Mannschaft. Aengstlich starrte der Steuermann auf seinen Kompaß. Kapitän, sprach er, als ich ihn ermunternd auf die Schulter klopfte, diesmal gilt's das Leben; ich glaube, ich komme nimmer wieder von dieser Fahrt. Heute nacht hatte ich einen schrecklichen Traum. Darf ich ihn Euch erzählen, Kapitän? — Meinemwegen, warum nicht; na, denn man los! — Und der Steuermann begann:

Ich träumte: Nacht, sternklare Nacht war's. Ich siehe am Steuerrad, und plötzlich trippelt ein kleines schwarzes Männchen heran, winkt mir zu, dabei einen Finger seines kleinen Händchens auf den zierlichen Mund legend, als wollte es sagen: Still! Schnell lief es voraus, und ich hinterdrein. Dann blieb es stehen, zog mich am Bein und deutete mit seinen Händchen die Richtung an. Ich sah erkannte auf, da ich meine Augen bis dahin auf das kleine Männchen gerichtet hatte. — Kapitän! Ich bin gewiß kein furchtbarer Mensch, aber so wahr ich hier sehe, eiskalt lief es mir über den Rücken, und sofort bekam ich eine Gänsehaut.

Denn was ich sah, ließ mir das Blut in den Adern erstarren.

Ich sah in der Luft ein Schiff heranssegeln. Rasch sprangen Gestalten herans, schwebten in der Luft und kletterten auf unser Schiff. Nun erkannte ich sie. Kapitän, was denken Sie, was für Gestalten das waren? Teufel, lauter schwarze Teufel waren es, — Teufel, die vom Blute triefen. Mich packte das Entsetzen! Schnell sprang ich zur Glocke und härmte. Eilends stürzte die Mannschaft auf Deck, und die Teufel würgten sie, einer wie den anderen! Mich packte einer am Hals. Ich griff zu einem Bootshaken, holte aus, doch der Teufel war schneller und würgte mich ab. Nach kurzer Zeit standen die Matrosen wieder auf, nur ich blieb liegen. — Zu Schwelz gebadet, erwachte ich.

Ich lagte hell auf. Seemannsgarn, dachte ich und ging. Doch unser armer Steuermann sollte recht behalten; denn mit Teufeln hatten wir bald zu kämpfen.

Nach kurzem Gruß an die Mannschaft stieg ich auf die Kommandobrücke. — Die Anker gelichtet!

Schneidend gellte das Kommando über das Schiff, rasselnd kreischten die Ankerwinden, und krachend polterte der Anker an die Schiffswand. Befreit und stolz alit das Fahrzeug von Menschenhand gegen die brandenden Wellen.

Bald hatten wir das offene Meer erreicht. Auf und nieder wiegte sich unsere Rükschale auf dem entseßelten Elemente.

Weit noch lag unser Ziel. Wohin? Namen tun ja nichts zur Sache, sagen wir A. —

Wir fuhren nun schon vier Tage und Nächte, und das Meer war ruhiger geworden. Das Schiff gewöhnte sich die albernern Länze ab, und das Söhlgen hörte auf. Besser konnten wir es uns auf keinen Fall wünschen. Gutes Wetter! — Kräftigen Appetit! — Einen guten Koch an Bord und einen guten Kanasser für die Pfeife! — Fast wie im Paradies — im Schatten.

Der fünfte Tag neigte sich zu Ende. Glattrof senkte sich die Sonne weit hinten am Horizont dem Meere zu, und gar bald darin zu verschwinden.

Still brach die Nacht herein, und ein prachtvoller Sternenhimmel zog herauf. Eintönig klangen die Schritte der Wachen.

Weiß der Kludch, diese Nacht vermochte ich nicht zu schlafen. Der helle Sternenhimmel lockte mich hinaus.

Ganz gegen meine Gewohnheit ging ich zum Waffenschrank, legte meine Büchse und Patronen auf den Tisch, ohne zu wissen, warum. Dann ging ich hinaus und gesellte mich zur Steuerwache.

Bald rauchten unsere Stummelröfchen, und lustig unterhielt ich mich mit meinem Steuermann von unserer bevorstehenden Landung, die wir in drei Tagen vorzunehmen gedachten.

Wir mochten eine Stunde so verplaudert haben, als ich nach kurzem Gute Nacht! meine Kabine aufsuchte, um meine Papiere vorzubereiten, die ich zur Lösung der kostbaren Ladung nötig hatte.

Ich hatte aber die Feder noch nicht eingetaucht, als ein starkes Knutschen wie von einem großen Segler durch die stille Nacht dringt. Verwundert laufe ich auf Deck, instinktiv Büchse und Patronen errassend. Sollte es vielleicht Sturm geben? Doch meine erste Annahme war richtig. Vor unserem Schiff taucht ein großer Segler auf. In voller Fahrt läuft er auf uns zu.

Schnell eile ich zum Steuermann. Verstört blickt er auf das finstere tote Schiff. Kapitän, mein Traum, der fliegende Holländer! stammelt er. Gottlob, alle Masten sind gesetzt, und rasch reiße ich das Steuer herum, um die Richtung zu wechseln. Tot liegt das fremde Schiff, alle Masten gesetzt. Pfeilschnell pflügt es die Wellen, und unheimlich flattert lange schwarze Wimpel im fahlen Mondlichte.

Doch, was ist das? Raum habe ich den Kurs geändert, ändert der Fremde ihn auch. Noch einige Male versuche ich dieses Manöver, doch immer mit dem gleichen Erfolg. Magnetisch folgt der große Segler unserem Kurs.

Und mit einem Schlage wird es mir klar. — Der Traum des Steuermannes.

Piraten!

Dumpf wimmert die Glocke. Alle Mann an Bord. — Zu den Waffen!

Aufgeregt, mit erhitzen Gesichtern erscheint die Mannschaft. Hastig besteige ich die Kommandobrücke. Doch schon habe ich mich wieder in der Gewalt. Blühenden Auges wende ich mich zu den Matrosen.

Jungens! Piraten! Jetzt gilt's, wir oder sie! Spart kein Blei, aber zielt gut, und nun Gott befohlen, auf ins Tafelwert!

Auf — auf! — Hei, welche Lust! Wie die Stagen klettern die braven Jungs.

Der Gegner verjucht, uns zu rammen, also scharf aufgepaßt. Doch unser Steuermann hält gute Wacht, und geschickt weicht er aus.

Doch, was ist das? Am Bug unseres Schiffes bewegt sich eine Lampe auf und nieder. Verrat! Jetzt schickt sich ein Matrose an, über Bord zu springen. Hast, Verräter! Lautlos bricht er zusammen, dank meiner guten Büchse. Der erste Schuß ist also gefallen und die nervengerreifende Spannung gelöst. Jetzt sind sie in unserer unmittelbaren Nähe.

Teuflich weht die schwarze Freibeuterflagge mit dem grinsenden Totenschädel.

Aha! An der Breitseite wollen sie uns fassen. Na, dann, bitte, herzlich willkommen!

Ein gewaltiger Satz — und unser Schiff steht dem fremden Segler mit der Stirnseite gegenüber. Geschickt hat es ihnen unser Steuermann vergällt.

Gespannten Auges sitzen wir in der Takelage. Nur der Steuermann steht noch am Rade. Um keinen Preis verläßt er seinen Posten.

Seemannstrene! Armer, treuer Kamerad!

Krachend und splitternd schlagen die Enterhaken über. Seite fliegen aufs Schiff, und geübte Hände schlingen sie fest. Wie aus der Erde gewachsen, stehen die Piraten mit einem Schlage an Bord. Dies geschah alles im Handumdrehen.

Und dann kommandierte ich: Feuer!

Salve auf Salve krachte. Schauerliches Köcheln — Entsetzte Schreie und lästerhaftes Fluchen!

Bald streiften wir Menschen das letzte Restchen der Kultur ab, und tierisch begann das Morden.

Ich sage Ihnen, dünn, sehr dünn, ist die Schicht der Kultur, und gar bald bricht das Tier durch.

Als erster fiel unser braver Steuermann; mit einem Dolch im Herzen fanden wir ihn am Morgen auf. Der Dolch trug das Wappen der Anströms, und fast hätte ich die Matrosen der Fulda' der Tat beschuldigt. Doch mir fehlte keine deartige Waffe.

Doch weiter:

Eine furchtbare Panik entstand unter den Seeräubern, und das zu ihrem Verderben. Achtung! Feuer!

Wieder dieses herzergreifende Köcheln, entseßliche Brüllen und Wimmern. Die Hölle schien auf unser Schiff gekommen zu sein.

Doch auch wir blieben nicht verschont.

Kugel auf Kugel pfliff herauf, und mir selbst hat es einen Finger gefoßlet.

Freilich, wir waren im Vorteil, hatten wir doch die Ziel-scheibe unter uns im hellen Mondschein.

Alles hat ein Ende, und als der Morgen graute, hatten wir nach hartem Kampf die Oberhand gewonnen.

Die Mannschaft gab kein Rarton. Schuß auf Schuß krachte, und in regelmäßigen Abständen zu den Schüssen erkünten die Todeschreie der Opfer. Keiner sollte lebend das Schiff verlassen! Konnte man es ihnen verdenken? Nein, ganz gewiß nicht.

Augen um Augen, Zahn um Zahn!

Beim Morgengrauen hatten wir, Mar Schiff.

Die Leichen der Seeräuber wurden über Bord geworfen, den Haifischen zum Fraß. Unseren drei gefallenen Kameraden aber wurde ein ehrliches Seemannsbegräbnis zuteil.

Erstbitter von diesem Anblick, benach ich mich in meine Kabine. Hallo! Was ist denn bloß auf Deck los? dachte ich, griff zum Revolver und eilte hinauf.

Kaum trat ich auf die Planen des Decks, und schon wendete ich mich entsetzt ab.

Eben zogen die Matrosen zwei verwundete Piraten an den Sparren hoch. — Spuchgericht!

Ich wußte, daß hier alles verloren war, und ich hätte die größte Meuterei erlebt, hätte ich mich dagegen gewendet. Ich suchte deshalb meine Kabine wieder auf.

Doch nun kommt mein schrecklichstes Erlebnis!

Eine innere Unruhe trieb mich bald wieder hinauf.

Schlaf hingen die Körper herab. — Ein gräßlicher Anblick!

Von einem mir noch heute unerklärlichen Instinkt getrieben, ergreif ich eine der umherliegenden Büchsen, und zwei Schüsse frachten.

Erstaunt und aufgeregt sahen die Matrosen die Leichen herabfallen. Doch als sie den Schützen erkannten, lachten sie, und einer bemerkte: „Ein schöner Spaß, Käp't'n!“

Mir schnitt das in die Seele!

Wie konnten Menschen so verrohen? Hatten sie denn gar kein Gefühl mehr?

Ich beugte mich über die Toten, und mit lautem Aufschrei fuhr ich auf.

Wankend trat ich zurück, und kurzerhand warfen die Matrosen die beiden Seeräuber über Bord. — — —

Tränen traten dem Kapitän in die Augen. Nach kurzem Schweigen erzählte er weiter:

„Wir haben unsere Ladung richtig an Ort und Stelle abgeliefert. Klares Wetter und guter Wind brachten uns glücklich wieder in unseren Heimatbafen.“

Nachdem er dies erzählt hatte, griff er in die Tasche, zog einen kleinen Schlüssel hervor und sperrte eine große, schwere, eiserne Kapsel auf. Er entnahm ihr ein Buch, blätterte darin und sprach zu seinem Besucher: „Bitte, hier finden Sie das Ende meines Erlebnisses.“ reichte ihm die Hand und ging.

Und was schreibt die Chronik?

Br. . . . , 23. März, 18 . .

Heute komme ich von der Reise nach A. zurück.

Meine beiden Brüder, die seit zwei Jahren verschollen sind, habe ich gefunden. Tot! Sie fanden nicht den Tod im Kampfe gegen die Wellen, sondern im Kampfe auf den Wellen. Sie starben als — Freibeuter! Am 12. März, 18 . . wurden sie von der Mannschaft der „Judäa“ gehängt. Gott sei ihnen gnädig!

Mit dem heutigen Tage trete ich aus dem Dienste aus und gründe eine Rettungsstation für Schiffbrüchige. Vielleicht kann ich so viel Leben retten, wie meine beiden Brüder mordeten. Das Ehrenbild des Hauses Linström ist besetzt, doch will ich alles versuchen, es wieder blank zu machen.

Nach sind meine Brüder der Menge gegenüber verschollen, und nur ich weiß, welches schändliche Gewerbe sie betrieben. Es ist alles vorbei, und rastlos suche ich den — Seemannstod. Eben Linström.

Schwiegervaters Unausprechliche!

Die wahre Geschichte einer Verwechslung.

Von M. Vonte.

Die beiden jungen Mediziner trollten durch die klare Nacht ihren müßtesten Behausungen zu. Der eine, ohne daß ihn der Mondschleierzauber sonderlich viel bedeutete hätte, der andere das Herz so voll Sonnenschein, daß der silbrige volle Mond nicht dagegen aufkommen konnte.

Der Gleichgültige von beiden, der merkwürdigerweise denselben Namen führte wie ihr großer Vorgesetzter an der Augenklinik, wurde plötzlich aus seinem Dahindösen aufgerüttelt durch die jubelnde Stimme seines Freundes: „Du, ich hab's gewagt!“ Er brauchte nichts hinzuzufügen. Der andere wußte lange, wie es um ihn und die einzige Tochter des berühmten Augenarztes stand, und kannte seine ungläubliche Schüchternheit. Ein heller Schein lag nun auch über des Freundes Gesicht: „Alter Junge, Seil und Sieg!“

Am anderen Morgen — hatte der Glückliche überhaupt geschlafen? — fuhr er in seine Sachen und ein paarmal wieder hinaus vor Aufregung, stürzte an seine Arbeit und kam unverrichteter Dinge wieder, kurz, benahm sich, wie alle wissen, die sich einmal in ähnlicher Lage befunden haben. Vor ihm stand nichts als das leuchtende Bild seiner ersten und einzigen Liebe in einer Fülle von Licht. Und er murmelte den geliebten Namen selig und weltvergessen immer wieder vor sich hin.

Endlich schlägt die Stunde, da er sich zurechtmachen muß, zum entscheidenden Gang seines Lebens. Er, der bescheidene, fleißige, vom Schicksal noch nie begünstigte Kerl bereitet sich für den Weg zu dem bekanntesten Manne der Stadt vor, der ihm sein einziges Kind anvertrauen soll und wird. Letzteres hatte ihm sein blondes Mädchen oft genug versichern müssen. Hätte er es sonst gewagt?!

Oh, über die Unzulänglichkeiten dieses Lebens, das keinem Sterblichen ein reines Glück gönnt. Bereits im steif krüppelnden, in seiner grauen Junggesellenstube doppelt in seiner Weiße strahlenden Oberhemd entdeckt er, daß er mit solchen Beinleidern, wie er sie besitzt, unmöglich diesen bedeutungsschweren Weg antreten kann. Verzweifelt über die Verzögerung, klingelt er Sturm nach seiner Wirtin, die bei seiner sonstigen Bedürfnislosigkeit so etwas nicht gewöhnt ist und ganz aufgeregt ins Zimmer stürzt. Beim Anblick seiner auffallend angelegentesten Toilette aber und seiner gesteigerten Aufgeregtheit versteht sie und ist gleich bereit, zu Füße zu laufen. Wie gut, wenn einem die Götter den Freund in der Nähe bereitet haben! Er atmet auf und sinkt erschöpft auf einen eingesehnen Rohrstuhl.

Hätte unser unschuldsvoll weiß gekleideter Engel geahnt, daß die gute Frau nicht zum Freunde, sondern zum Augenarzt, dem Träger des gleichen Namens, lief! Daß sie an der nun bald schwiegerväterlichen Hausstür mit selbstverständlicher Ungezogenheit sagte: „Der Herr Dr. Keum läßt um die Hosen des Herrn Geheimrats bitten.“ Hätte er gehört, wie das Mädchen die Bestellung an das gnädige Fräulein weitergab! Hätte er das Gesicht seiner Angebeteten gesehen, — er wäre nicht so traumverloren auf seinem Stuhl sitzengeblieben!

Die Tochter des Hauses war nahe daran, aus all ihren Himmeln zu fallen. Dies — im Augenblick, da sie wie ein Kind vor Weihnachten vor Erwartung zittert. Was fällt ihm ein? Unbegreiflich! Dämmert ihr nicht der Zusammenhang mit dem gleichnamigen Freunde? —

Der Vater aber lächelt, wie seine Einzige hochrot, verlegen und etwas ärgerlich vor ihm steht. Lächelt, wie alle wahrhaft großen Menschen, die wissen und verstehen. Ist ja auch mal jung und mehr als einmal in Verlegenheit gewesen! „Gebt sie ihm,“ ist alles, was er sagt. Das scheimische Lächeln aber bleibt um seinen Mund.

Als dann, nichtsahnend über den eigentlichen Besitzer, in tabellofen Beinleidern der Erkorene seines Kindes vor ihm steht, sagt er wieder nichts als: „Ich gebe sie Ihnen.“ Das Schicksal aber war rücksichtslos genug, den Glückstrahlenden die wahre Herkunft der Hosen erst sehr viel später erfahren zu lassen.



In einer Blüte liegt er versteckt
und ist noch ein kleines Ding.
Und wenn er die zarten Glieder streckt,
dann geht es „kling“ — — —
und Schneeglöckchen läutet und kündigt weit
die ganze Frühlingseeligkeit.

E. W.

Zeichnung von Josua Leander Gampy

